

Unsere Kirche, von Gott gewollt, von Menschen gemacht

Sie können's mir glauben: Sie ist gewiss von Gott gewollt, j e d o c h – so ist's nun mal und kann auch gar nicht anders sein – notwendigerweise von M e n s c h e n gemacht. Ich denke, auch wenn wir mit eben diesem Störfaktor Mensch leben müssen, können wir d e n n o c h guter Hoffnung bleiben. Wir dürfen annehmen, dass unsere Kirche tatsächlich gottgewollt ist und so robust, wie sie sich bislang gezeigt hat, auch weiterhin t r o t z u n s funktionieren wird. Aus der Apostelgeschichte wissen wir, dass Gamáriel, ein Mitglied des Hohen Rates, seinerzeit den weisen Rat gab, von den Anhängern Jesu abzulassen und sie frei zu geben. Im konkreten Fall ging es um Petrus und andere, nicht weiter benannte Apostel. Sie hatten trotz eines Redeverbotes im Tempel öffentlich von Jesus gesprochen. Gamáriel argumentierte: „Wenn dieses Vorhaben v o n M e n s c h e n stammt, wird es nicht überdauern, stammt es aber v o n G o t t, so wird es Euch nicht gelingen, sie zu vernichten.“

Die Kirche von Gott gewollt? Also **um Gottes Willen?**

Fangen wir mit dieser Frage an. Denn sie ist grundlegend. Sie bildet *idealiter* den Gegenpol zur realexistierenden Machart, nach Art der Menschen. Woran erkennen wir, was Gott gewollt hat und fürderhin mit uns vorhat?

Entschuldigen Sie, wenn ich Sie zunächst auf die nicht ganz ernst zu nehmende Gleichnisebene von Pater Brown führe. Sie kennen das: Er stellt sich unters Kruzifix und spricht mit dem Gekreuzigten. Natürlich sagt der nix. Jener ist nur ein Bild – aus Holz oder Gips oder Sonstewas. Immerhin eine spirituelle Hilfe, ein Gegenüber im Sinne eines schweigsamen, aber vielleicht zuhörenden Gesprächspartners. K e i n e Antwort ist gelegentlich auch eine Antwort. Das mag er dann getrost für Gottes Willen halten. Kein sicheres Wissen. Aber viel Hoffnung ist dabei. Und die Hoffnung trägt bekanntlich, wie auch der Glaube Berge versetzen kann. In den wiederholten Wiederholungen der Fernsehserien mit Pater Brown – so erleben wir's immer wieder – wird es zur Bejahung einer kriminalistischen Frage im richtigen Moment – oh Wunder! – licht und hell im kirchlichen Raum. Damit scheint seinem umtriebigen Kriminalisieren die Dienstweisung gegeben. „Herr, D e i n Wille geschehe“, hat uns Christus zu beten gelehrt, also unsere Entscheidungen im Einvernehmen mit Gott, unserem Vater, zu treffen. Aber was ist dessen Wille? Ich meine nun: wirklich? G o t t e s Wille ist nun mal n i c h t in einem Codex oder – wie nach anderem Glauben – in Suren definiert. Das macht für uns die Sache daher nicht einfach. Wenn es uns rausrutscht, „Um Gottes Willen!“ auszurufen, so ist es bekanntlich in j e n e n Situationen, in denen wir am liebsten die Hände überm Kopf zusammenschlagen möchten. Es sind halt d i e Momente, wo es anders kommt, als wir gedacht haben. Gottes Wille ist mitunter auch g e g e n unseren Willen. Übrigens, nur zur Erinnerung, d a - mit musste auch Gottessohn leben bzw. sterben – sogar am Kreuz. Nein, der bittere Kelch des Leidens sollte n i c h t an ihm vorübergehen. Auch für u n s sollte das eine Lektion sein, wenn es mal wieder n i c h t nach unserem Willen geht. Aber schlimmer noch, wenn des Menschen Wille unterstellt, u n s e r Wille sei durch Gottes Wille begründet. Als damals, im Jahr 1095 in Clermont, Papst Urban II. zum Marsch nach Jerusalem aufrief, schrien die versammelten Ritter „*Deus jo volt!*“, „Ja, Gott will es!“ Wie wir aus der nachherigen Bewertung der Kreuzzüge wissen, war das, was sich da aus einer Mischung von religiösem Eifer gepaart mit Hoffnung auf Beute und Abenteuerlust entzündet hatte, mit Sicherheit n i c h t Gottes Wille. Die Einnahme des i r d i s c h e n Jerusalems unter großem Blutzoll war keinesfalls der seligmachende Gewinn dessen, was das offenbarte „himmlische Jerusalem“ meint. Wie wir wissen, ist letztendlich das ganze geharnischte Projekt kläglich g e s c h e i t e r t. Was man der Kirche heute immer wieder vorwirft – wie jeden abgeseigneten Krieg – , sind unrühmliche Beispiele von Missverständnissen, ganz nach Art der Menschen. Das U n m e n s c h l i c h e , wie wir sagen, ist leider eben auch menschlich. Kriege, auch Religionskriege, sind ein Rückfall des an sich schon zivilisierten Geistmenschen in seine animalische Natur. Die monotheistischen Religionen wie das Judentum, das Christentum und auch der Islam

haben – was ihr Verhältnis untereinander betrifft – sich, weiß Gott, nicht immer friedlich verhalten, ja mitunter abgrundtief gehasst. Mein Gott! Sie haben denselben Gott, aber es sind halt Menschen, die mitunter in unterschiedlichen Auffassungen diesen Gott für ihre Seite beanspruchen. Nun ja, Gottes Wille und die ihm unterstellte Parteinahme lässt gewisse Interpretationsspielräume zu. Doch nicht Selbstgerechtigkeit, sondern Mut zur Demut braucht es, um den wirklichen Willen Gottes zu erkennen. Die Schöpfung, die Zusage ihrer Erhaltung und Vollendung, sein Heilswirken in der Geschichte seines Gottesvolkes, vor allem die fortwährende Liebe zu seinem ebenbildlichen Geschöpf, dem Menschen, die ihm vermittelte Verheißung einer besseren, gerechteren, friedlichen Welt, das scheint der immanente Wille Gottes zu sein. Sie ist Kern der Frohen Botschaft, die wir Evangelium nennen. Jesus Christus, Gottes Sohn, war nicht nur als Episode der historischen Zeitlichkeit gedacht, sondern als bleibendes Vermächtnis einer von diesem Geist erfüllten Kirche. Sie währt immerhin seit über zweitausend Jahren. Vergleichsweise haben sich Ideologien, so sie nur in Menschenhirnen erdacht wurden, immer wieder als kurzlebig und letztlich untauglich, ja, menschenfeindlich erwiesen. Nicht einmal in ihrer totalitären Weise vermochten sie Macht über Menschen gewinnen. Und sehen Sie mal: Gottes Kirche hat indessen überlebt, – ja, sie lebt, auch wenn sie von Menschen gemacht wurde und gemacht wird. Und dieses „t r o t z d e m “ spricht meines Erachtens allein schon für einen höheren Willen.

Hören wir Gottes Wort?

Man könnte sagen: Im besten Fall jeden Sonntag. Es wäre selbst täglich möglich. Nun will ich es einmal anders betonen und frage: Hören wir Góttes Wort? In welcher Sprache spräche denn Gott? Mystiker sagen, die Sprache Gottes ist die Stille. Für den, der in sie hinein zu hören versteht, kann Gott zur Sprache kommen. Aber wenn von einem erfüllten Herzen der Mund übergeht, wäre es dann nicht immer auch unsere Sprache? Die Sprache des Menschen? Aber was ist schon die Sprache des Menschen? Selbst wir, die Sprachverwirrten, seit babylonischen Tagen, können uns untereinander ja nicht mal sicher sein, die gleiche Sprache zu sprechen. Die katholische Kirche als Weltkirche kennt seit jeher nur e i n e verbindliche Sprache: das Lateinische. Die Evangelisten sprachen und schrieben griechisch, verstanden Hebräisch bzw. Aramäisch. Und Jesus? – Er hat uns nichts Schriftliches hinterlassen, obwohl er in der Tradition des Judentums – übrigens eine ausgesprochene Schriftreligion – als Kundiger der heiligen Schriften mit Sicherheit lesen und auch schreiben konnte. Wir erfahren, dass er seinerzeit in der Synagoge von Nazaret aufstand, um aus der Schrift vorzulesen. Dass er etwas mit den Fingern auf die Erde geschrieben habe, berichtet der Evangelist Johannes, und zwar im Zusammenhang mit der beabsichtigten Steinigung der Ehebrecherin. Aber w a s er da nun geschrieben hat – wir wüssten es ja gern –, doch wissen wir es leider nicht. Es ist denn wohl verweht wie der Sand, in den er seine Worte schrieb. Wahrscheinlich sprach der Zimmermanns Sohn aus Nazareth zum alltäglichen Gebrauch aramäisch. Manchmal hat sich der Himmel geöffnet und Gottes Stimme aus den Wolken herab bedeutet, dass j e n e r Mensch, Jesus Christus, s e i n geliebter Sohn sei. So geschah es bei Jesu Taufe am Jordan und seiner Verklärung auf Tabor. Der Sohn Gottes wiederum sprach zu den Menschen, wie sie selber sprechen und ihn verstehen konnten. Freilich, er sprach wie einer, der Vollmacht hatte. Offenbar war er ein begnadeter Redner, wenn wir von den 4 bis 5 Tausend Jüngerinnen und Jüngern hören, die manchmal selbst das Essen vergaßen, so dass es mehrfach eines Brotwunders bedurfte. Im Ersten Testament, im brennenden Dornbusch – welcher magischer Umstand! – musste sich Gottvater daselbst *outen*, als „ich bin der ‚ich-bin-da‘“. Hebräisch haucht sich die umständliche Satzumschreibung der Allgegenwart göttlichen Seins in nur einem einzigen Wort als: *Jahwe*. Zeichen göttlicher Anwesenheit und Weisung erfahren wir zahlreich in der Bibel, nicht immer ausgesprochen. Manchmal sind es – nach allegorischem Muster – Engel, die Gott zu den Menschen sendet, um ihnen zu sagen oder im Traum einzuflüstern, was sie tun oder auch besser lassen sollten. Bei Mohamed war das ganz einfach. Allah, Gott der einzige, der sich in der Eingebung des Erzengels Gabriel offenbart, hat in ihm das Instrument der Sprache zum Klingen gebracht, natürlich in der

Sprache des Propheten. Was anderes hätte er auch nicht verstanden. Also Gott offenbart sich arabisch. – Nun ja, dann also *n i c h t* Latein. In Worten zu sprechen, ist naturgemäß Menschen Art. Und nur in unserer Menschensprache – in welcher Übersetzung auch immer – können wir Gott beim Wort nehmen. Hören wir uns am Ende selber sprechen? Oder hören wir doch auch Gottes Wort, selbst in Menschenwort? Nun ja, die Worte sind uns Menschen nicht angeboren. Jeder muss sie aufs Neue für sich erlernen. Sprache und Worte, die wir finden, sind geprägt durch den sozialen Mutterschoß, das Lebensumfeld, durch die herkunftsgemäße Sichtweise und zeitbedingten Erfahrungen. Auch die Texte der Evangelien sind im Kontext ihrer Zeit zu lesen. Es sind keine Verlaufsprotokolle bzw. Berichte vom Tage, redaktionell unbearbeitet. Sie sind im *N a c h h i n e i n* verfasst, mit *E i n s i c h t* und *A b s i c h t*, stets adressatenbezogen. Inspiriert von einem Geist, den wir schließlich den heiligen nennen mögen, zumal im geschilderten Geschehen Gottes Willen *d e u t l i c h* werden soll. Zum Stichwort Inspiration: Die Inspirationsfrage ist mitunter recht fundamentalistisch beantwortet worden, vor allem wenn man sich jeglicher Exegese verschließt. Danach sollen die heiligen Schriften diktatmäßig, womöglich geistlosen Stenographen in die Feder geflossen sein. Es gelte demnach also Wort für Wort. Selbst, was sie *n i c h t* geschrieben haben. Auch das ist für jene Puristen göttliche Weisung. So sind bei der Sekte der Hutterer keine Hosenträger erlaubt, weil sie *expressis verbis* in der Bibel nicht vorkommen. Ich seh' allerdings nicht, inwieweit das zum Verständnis von Gottes Wille nötig sein sollte. Wenn man in diesen Kreisen von einem vermeintlichen Schöpfungs *b e r i c h t* spricht, als wäre ein Berichterstatter dabei gewesen, so verkennen jene Bibelforscher, dass der Mensch – wenn er selbst Augenzeuge von Anfang an gewesen wäre – doch erst am Ende auf dem Schöpfungsplan stand. Außerdem wird die Schöpfung im ersten Buch Genesis gleich zweimal, und zwar in verschiedenartiger Form und – je nach Erfahrungsumfeld – in unterschiedlicher Bildlichkeit erzählt. Wenn man *d a s* geflissentlich, wie's die fundamentalistischen Kreationisten sehen, übersieht, dann sind Widersprüche zu den heutigen naturwissenschaftlichen Erklärungsmodellen nicht auszuschließen. Nein, diesbezüglich muss die Bibel *n i c h t* Recht oder auch Unrecht haben. Die verwendeten Bilder, die Metaphern, wie man sagt, dienen unserem Verständnis. Sie sollen etwas *e r k l ä r e n*, sind aber *n i c h t s e l b s t* die Wirklichkeit. Gleichnisse meinen das Gleiche, aber sie sind faktisch nicht dasselbe. Auch ist die Bibel kein Geschichtsbuch im Sinne wissenschaftlicher Geschichtsschreibung. Selbst die heutigen Historiker haben *i h r e* eigene Sicht, halt eben Einsicht durch Nachsicht, die sich aus dem zeitlichen Abstand ergibt. Wie wir heute wissen, sind den Redaktoren der Heiligen Schriften mitunter anachronistische Vermengungen unterlaufen. Das ist vielleicht im Sinne einer „rückwärtsgewandten Utopie“ zu verstehen, die man aus Verheißungen, d. h. aus einer Vorgeschichte begründen wollte. Doch, was ist schon historische Wirklichkeit? Die *W i r k l i c h k e i t* ist allein das Wirken Gottes, das im Geist der Schriften deutlich wird, – in *welch'* historischem Gewand und *welch'* literarischer Form auch immer. Wir müssen sie daher nicht in allen Details auf unsere besserwisserischen Kleinlichkeiten reduzieren. Außerdem, das überlieferte Heilswirken Gottes ist nicht nur eine Frage der Vergangenheit. Wir erfahren es doch immer wieder, selbst heute, dass dieselben Texte, die wir ein Leben lang, Jahr um Jahr, in ständiger Wiederholung hören, eine ganz unterschiedliche Wirkung in aktuellen Situationen haben können. Je nach den obwaltenden Lebensumständen, nach Lebensalter erschließen sich manchmal ganz neue, bislang ungeahnte Botschaften für uns, mitunter wie ein geradezu neues Testament. Zurecht glauben wir in *d i e s e n* Momenten immer auch *G o t t e s* Wort – an uns gerichtet – zu hören. Und darauf kommt es – nicht im Kleinlichen, sondern im Großen und Ganzen – letztendlich an.

Heilige Schrift und Kirche, eine Frage von Henne und Ei?

„*Sola scriptura*“ war eine These LUTHERS, was zu deutsch heißt: „Einzig die Heilige Schrift“ also unser alleiniger, ausschließlicher Maßstab. Die Schrift sei durch sich selbst glaubwürdig, durch innere Klarheit eingängig für Hörer und Leser, so dass sie der Interpretation durch das Lehramt der Kirche nicht bedürfe. Christliche Lehre, so fragen wir uns, ohne die Autorität einer verfassten Kirche? So halten es die *f r e i-*

kirchlichen Gemeinschaften. Nach eigenen Bekunden halten sie sich **ausschließlich**, in einem mitunter vernarrten, wortklaubenden Fundamentalismus an die Schrift. Woran auch sonst? Freilich, sie lassen den eloquenten Prediger in ihren Reihen, selbst die ganz individuelle **Erweckung** zu, also eine sehr persönliche, menschlich berührte Wahrnehmung des lebendigen göttlichen Wortes, das wie die Stimme des Lebens, aus sich selbst heraus spricht. Ohne kirchliche Verbundenheit und Verbindlichkeit führen diese Privatoffenbarungen allerdings unweigerlich zu einer Beliebigkeit und Vielfalt. Nicht von ungefähr hat sich infolge der gefälligen Freigabe der Schrift zu Jedermanns Auslegung recht rasch der Spaltpilz ausgebreitet. Wir Siegerländer kennen das: An jedem Harmonium singt und betet eine Gemeinschaft für sich, und selbstverständlich – wo denken Sie hin? – völlig inkompatibel zur nächsten Versammlungseinheit. Denn jeder hat ja irgendwie Recht. Man nennt sie denn auch die **Gerechten**, die mit Sicherheit wissen wollen, dass die anderen Unrecht haben. – Oh ja, eine Christenheit von Rechthabern. Das haben wir davon. Dieser pietistische Übereifer mit der Tendenz zur Spaltung war gewiss nicht LUTHERS Absicht. LUTHERS Ansichten waren – wie auch die der Lutheraner heute – immer noch erstaunlich katholisch. Sicherlich wird man LUTHER und die Lutheraner nicht gleich als **römisch-katholisch** bezeichnen können. In der Ernsthaftigkeit, die uns Deutschen nachgesagt wird, die auch für Fragen des Glaubens gilt, stieß sich damals dieser Augustinermönch, katholische Priester und Theologieprofessor, zurecht an der verfassten Kirche seiner Zeit. Das wundert nicht, wenn man bedenkt, wie weit sie sich damals selbst von christlichen Grundüberzeugungen entfernt hatte. Es fällt uns heute schwer, die Renaissance-Päpste als heilige Väter, als würdige Stellvertreter Gottes auf Erden zu sehen. Damals schien es geradezu das Gebot der Stunde zu sein: **Re-formation**, d. h. die Kirche wieder in Form zu bringen, zurücksetzen auf Anfang, auf die unverfälschte Botschaft Jesu Christi. Das geschah nicht zum ersten Mal und erstmals im 16. Jahrhundert, das man gern als Zeitmarke setzt, für den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Schon Hoch- und Spätmittelalter waren geschüttelt von Reformbewegungen. Ich denke zunächst an die Reformen in den Ordensgemeinschaften, an die Armutsbewegungen, u. a. auch an die barfüßigen Franziskaner. Ihre diffusen Gefolgschaften zeigten mitunter Tendenzen zur Radikalisierung. So hatten seinerzeit die *Pauperes Christi*, die Armen in Christus – wie sie sich nannten – oder die *Fratres apostolici* um Gerard Segarélli und Fra Dolcino **gegen die kirchliche Hierarchie zur Laienemanzipation** aufgerufen und letzthin das Armutsideal dadurch zu erreichen gesucht, indem sie die Reichen zu armen Leuten machten, wenn's ihnen notwendig erschien, auch kurzerhand ausraubten. Der Dominikaner und Prediger Girolamo Sávonaróla, wettete seinerzeit gegen die „*Hure Babylon*“ und meinte damit Rom, während er Florenz, in dem er letzthin viele Jahre lebte und wirkte, zu einem neuen Jerusalem wandeln wollte. Dort endete er 1498 am Galgen. Sein geschundener Leichnam wurde verbrannt und die Asche in den Arno gestreut. Meistenteils betrafen die Reformen die Kommunitäten selbst, ohne zwingende Anspruch auf Allgemeinverbindlichkeit, allenfalls mit Vorbildcharakter. Zweifellos waren diese Reformen immer wieder eine Mahnung an die unterdessen reich gewordene und in ihrem Macht- und Besitzstreben **verweltlichte** Kirche. Allerdings, später, im besagten **neuzeitlichen** 16. Jhd. gelangte der zunächst theologisch begründete und später innerkirchlich eskalierte Reformansatz in das machtpolitische Fahrwasser der erstarkten Landesfürsten. Die erhofften sich in der protestantischen Bewegung eine Schwächung des Kaisers u. seiner Legitimation, nämlich dem Papst. Die spätere Folge, wie wir wissen, waren grausame Kriege, die letzthin nur noch vorgaben, religiöse Ziele zu verfolgen. Natürlich war im reformatorischen Übereifer außer dem Papst auch seine lehramtliche Funktion gleich mit demselben Bade ausgeschüttet worden. Doch geht es ohne Lehramt? Ist es nicht genuine Aufgabe von Kirche, die christliche Lehre zu definieren, sie vor Verfälschungen und Irrlehren zu bewahren, sie authentisch zu verbreiten? Freilich, auch die Amtskirche selbst war nicht immer dagegen gefeit. Gleichwohl – wie ich meine – ist der Anspruch im Grundsatz zu vertreten. Die Kirche bietet nicht nur die Verortung einer Gemeinschaft von Gläubigen, sondern ist auch verpflichtet, die Lehre des christlichen Glaubens **nachhaltig und rein zu erhalten**. Wir

nennen das Lehramt. Sollte nach LUTHER also wirklich nur die Schrift gelten, das Lehramt nichts? Es geht wohl nicht um ein Gegeneinander von Schrift und Tradition. Auch nicht um ein Nebeneinander von Schrift und Tradition. Die Schrift selbst ist das Kernstück der Tradition. Hier ist denn nun die Frage von Henne und Ei zu stellen. Was war zuerst da: die Evangelien oder die Kirche als Träger der Lehre? Wenn Sie mich fragen: Die Antwort ist eindeutig. Die Kirche des Anfangs verstand ihre Beauftragung – nach der Lesart der Apostelgeschichte – bereits 10 Tage, nachdem sich der auferstandene Christus der irdischen Wahrnehmung entzogen hatte. Doch das Versprechen galt: „Ich bin bei euch alle Tage.“ Hierzu ist seine Kirche gewollt. Das zu verstehen, dazu brauchte es den Heiligen Geist, den Geburtstag der Kirche. Die Kirche des Anfangs existierte also schon, bevor es notwendig schien, die Frohe Botschaft, das Evangelium, in Worten niederzuschreiben. Möglicherweise hat im Jahre 70 die endgültige Zerstörung des Tempels in Jerusalem und die in alle Welt absehbare Diffusion derjenigen Menschen, die über das unmittelbare Wissen durch ihre Zeitzeugenschaft verfügten, zu einer schriftlichen Fixierung Anlass gegeben. Die zeitliche Distanz zum Geschehen, die bereits eingetreten war, erklärt auch die nachösterliche, pfingstlich gereifte Perspektive der Verfasser, ihre – so darf man sagen – vom Heiligen Geist inspirierte Geisteshaltung. Die Kirche, das heißt die auf Kontinuität angelegte Christusgemeinschaft, war im gewissen Sinne Auftraggeber der Evangelien. Und ist auch ihre Wahrerin geblieben. Sie hat die Schriften, namentlich die des Neuen bzw. Zweiten Testaments kanonisiert und gegen die Flut von Frömmigkeitslegenden, die wir Apokryphen nennen, den definitiven Schlußstrich gezogen. Gut so, auch wenn es manche bedauern werden. In manchen Apokryphen menschelt es munter, ja, so sehr, dass wir die Erzählungen unschwer als anrührendes Erklärungskonstrukt entlarven. Ohne Redaktionsschluss würden wir uns selbst heute noch unsere Jesusgeschichten zusammenschreiben. Womöglich hätten sie weniger mit Jesus als mit uns und unserem Zeitgeist zu tun. Die Kirche in ihrer Verfasstheit ist eine Notwendigkeit. Ohne sie wäre sie nicht menschenmöglich. Gleichzeitig, wie uns der Rückblick in die Geschichte lehrt, ist sie aber auch eine Quelle ständiger Auseinandersetzungen. Wiederum alles sehr menschlich.

Wie katholisch ist die Kirche?

So ist es nun mal: Seit dem Konzil von Nicäa wird Kirchesein in vier Attributen definiert: „Wir glauben 1. an die eine, 2. heilige, 3. katholische und 4. apostolische Kirche. Wer kennt nicht das Wortgerumpel, wenn wir das Glaubensbekenntnis zusammen, also gemeinsam mit unseren christlichen Mitschwestern- und brüdern vom anderen Bahnsteig sprechen – immerhin bekennen wir uns zur gleichen Glaubensgrundlage. Dort hingegen hört man das Attribut „katholisch“ ersetzt durch den Begriff der „christlichen Kirche“. In dem Moment, als man Katholizität mit der *ecclesia romana*, der römischen, also apostolischen Episkopalkirche gleichsetzte, um eine Abgrenzung gegenüber dem Protestantismus zu schaffen – oder auch umgekehrt, wurde katholisch wie ein Gegensatz zu evangelisch verstanden. Dieses trennende Etikett sorgt nach wie vor für die besagte Dissonanz im Glaubensbekenntnis. Freilich, von einer christlichen Kirche zu sprechen, wie es die Evangelischen tun, ist genau genommen ein Pleonasmus, eine unnötige Doppelung. Welch' andere als eine christliche Kirche gäbe es denn sonst? Sein und Werden der Kirche ist im christlichen Verständnis auf Universalität angelegt, katholisch, also umfassend im Sinne aller Glaubensinhalte. Sie bezieht alle Ethnien ein, d.h. in ihrem Heilswirken und durch die Erlösungstat Jesu ist sie für alle Menschen gedacht. Sie ist nicht exklusiv. Überdies versteht sie sich unabhängig von Geschlecht und Gesellschaftsschicht, und nicht nur damals oder für heute, sondern für alle Zeit. Also eine allgemeine, umfassende Kirche im Sein und Werden. Katholizität als Ideal, dessen Vervollkommnung in einigen Feldern immer noch aussteht. Jedenfalls, im *Credo* geben wir zum Ausdruck, dass wir so unsere Kirche verstehen wollen. Wie katholisch ist aber die Kirche, die von Gott gewollte und von Menschen gemachte? Ein hoher Anspruch, das Allumfassende der Kirche praktisch zu leben, nach dem Motto:

Alle Welt und alle Zeit. Das wird leicht zur Überforderung. Bekanntlich liebt man sich am liebsten selbst, und – bitteschön – vielleicht ein wenig auch den Nächsten. Wie nah aber muss uns der Nächste stehen, damit wir ihn lieben können? Räumlich, gesellschaftlich, im Hinblick auf die Volkszugehörigkeit, kulturell, anschauungsmäßig, was das Lebensalter betrifft? Und was Sein und Werden anbetrifft, so wird sich mancher fragen, was geht uns das lebenswerte Leben unseres Nächsten in der ferneren Zukunft an, von der wir wissen, dass wir sie selbst nicht erleben werden. GEORGE BERNHARD SHAW hat einmal spöttisch gesagt: Warum sollte ich etwas für die Zukunft tun? Was hat sie denn für mich getan? Freilich, unsere Kirche, die sich *expressis verbis* die „katholische“ nennt, will eine Allumfassende sein. Aber pflegt sie nicht auch in ihrem gegenwärtigen Sein immer noch Ausschließlichkeiten? So dürfte man – nur um ein Beispiel zu nennen – sich ein wenig mehr Katholizität im Hinblick auch auf die andere Hälfte der Menschheit wünschen. Dass die Kirche als Männerkirche gottgewollt sei, wäre so engstirnig, d. h. menschlich, wie es vielleicht dem patriarchalischen Denken des orientalischen und mediterranen Kulturkreises damals entsprach. Dass die allumfassende Kirche auch heute noch die theologisch eingeweihten Frauen als Geweihte ausschließen möchte, ist schlichtweg unvernünftig. Es erinnert mich an die fehlenden Hosenträger bei den Hutterern. Deren Nichterwähnung in der Bibel spricht keineswegs gegen ihre heutige Verwendung, wie andererseits auch das zeitgemäße Übergehen und die Namenlosigkeit weiblicher Existenzen in der damaligen Jüngerschaft Jesu nicht als Begründung eines immerwährenden Ausschluss von Frauen von den kirchlichen Ämtern herhalten kann. Das Argument, Jesus selbst sei ein Mann gewesen, daher kann der ihn repräsentierende Priester in der Eucharistiefeier auch nur ein Mann sein, zielt freilich auf eine der wenigen gesicherten Tatsachen seiner biologischen Natur. Schon gut, dass wir nicht mehr wissen, – zum Beispiel über sein edles Aussehen, Augenfarbe, die Existenz eines Kinngübchens, über volles Haupthaar und Bart, wie uns das weichgezeichnete Nazarener-Klischee nahelegen möchte. Welcher Priester könnte ihn nach diesem Abziehbild heute so schon repräsentieren? Wenn schon unbedingt männlich, warum dann nicht auch beschnitten? Allein, diese Tatsache ist so biblisch belegt wie die Männlichkeit von dem Juden Jesus von Nazareth. Wenn Sie mich fragen: Kommt's überhaupt auf eine biologische Identität an? Wenn zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind – ich sage: gleich wessen Geschlechts –, so sei er, wie uns versichert ist, unter diesen zugegen. Repräsentieren bedarf keiner physiognomischen Rollenidentität, allenfalls in Oberammergau. Es gibt sicherlich noch viele weitere Punkte zum Thema „unvollkommener Katholizität“.

Drunter und Drüber

Da sind die Apostel zum Einen und die Jünger im Allgemeinen. Sollte die Kirche in ihrer Anlage schon immer ein Zweiklassensystem gewesen sein? Später wird man es Klerus und Laien nennen. Ein Schüler von mir versuchte einmal diese beiden Positionen der kirchlichen Ständeordnung in seine Sprache zu übersetzen, indem er die einen die Profis nannte und die anderen die Amateure. Als ich zurückfragte, was er mit dieser begrifflichen Unterscheidung verbinde, sagte er, die einen tun es für Geld, die andern umsonst. Vielleicht, so denk' ich mir, dachte das ‚Cleverle‘ an den Sport. Natürlich, man könnte die Unterscheidung etwas treffender definieren, indem man im Volk Gottes von den Geweihten und Ungeweihten spricht. Schon die altrömischen Priester, die Auguren, pflegten gegenüber den Unwissenden unter Ihresgleichen ein zwinkerhaftes Zulächeln. Was ahnte schon der *Populus*? Nun ist der christliche Priester – ein Wort, das sich vom Presbyter, dem Ältesten, herleiten lässt – nicht mit jenem priesterlichen Tempeltyp der Antike vergleichbar. Doch wurde auch unseren Gottesdienern im Hinblick auf ihre hervorgehobene Funktion von jeher ein besonderer Status zugebilligt. Das Lebensmodell eines Priesters mag notwendigerweise anders sein. Unwillkürlich könnte ihn daher die Aura der Höherwertigkeit umgeben, als Don, Hochwürden, Exzellenz, Eminenz oder gar Seine Heiligkeit. Damit hätten wir eine Schichtung von Klerisei und Volk, halt eben von drüber und drunter. Im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nationen, dem Nachfolgesystem des zerfallenen antiken Römischen Westreiches, brauchte es einen Papst in

Rom, halt zur Heiligung des Heiligen Römischen Reiches, aber auch einen Cäsar, Käsar, Kaiser deutscher Nationen als weltliche Schutzmacht eben dieser Kirche. Freilich, in der Dualität von Hirtenstab und Schwert ergab sich bald die Frage, wer setzt wem die Krone auf. In der apostolischen Nachfolge der durch Christus selbst begründeten Beauftragung Petri ergab sich geradezu gottgegeben der Primat des Papstes. Im 13. Jahrhundert bemühte Papst Innozenz für das Verhältnis der geistlichen und weltlichen Macht ein bezeichnendes Bild, in dem die Autorität des Papstes mit der Sonne gleichgesetzt wird, während die weltliche Macht wie der Mond erscheint, der nur im Abglanz der Sonne erstrahlt. Seinerzeit, das heißt, im Investiturstreit, war diese überspitzte Positionierung selbstredend als Polemik gegen den Kaiser gedacht. Im praktischen Beispiel von Canossa: Ein exkommunizierter Kaiser, wie Kaiser Heinrich der IV. seinerzeit erfahren musste, war schließlich ein *Nobody*. Hingegen setzte es dem Papst die Krone auf. Und nicht nur eine. Die Tiara – wer kennt sie noch, die dreistufige Krone des Papstes? Sie hat sich nach phrygischen Vorbild aus einer aufrecht stehenden Zipfelmütze entwickelt, vergleichbar mit der zweispitzigen Mitra der Bischöfe. Hohe Hüte, hohe Ämter. Also, an ihrem Hut sollt' Ihr sie erkennen. Mit der herrscherlich-triumphalen Ausgestaltung der Zippelkapp' zur dreistufigen Krone sollte die universale Vollmacht des Papstes in der ersten Stufe als „Vater der Fürsten und Könige“, in der 2. Stufe als „Lenker der Welt“ und in der 3. als „Stellvertreter Christi auf Erden“ zum Ausdruck gebracht werden. Die Tiara sehen wir heute nicht mehr, weder im päpstlichen Wappen noch auf seinem Haupt. Gottseidank steht diese Superkrone, aufgetürmt nach dem ersten Reif im 8 Jh., dem zweiten im 10. Jh. und dem dritten im 13. Jh. jetzt – im 21. Jahrhundert – endlich im vatikanischen Museum in der Vitrine. Paul VI. hat sie 1963 nach seiner Krönung endgültig abgelegt und verwendete – wie auch alle seine Nachfolger – nur noch die Bischofsmitra. Denn zu allererst ist der Papst Bischof von Rom und das Haupt des Bischofs-Kollegiums – letzteres eine päpstliche Titulatur, die auf das II. Vatikanische Konzil zurückgeht. Damit wäre fürs Erste schon einmal der Kopfputz als Symbol des Überherrschers abgelegt worden. Freilich, viele monarchische Reminiszenzen werden noch weiterhin in Rom gepflegt. Davon sind die Äußeren die weitaus harmlosesten. Warum sollten die päpstlichen *Bodyguards* nicht hübsche Landknechtsuniformen tragen? Was wäre Photographieren in Rom ohne sie? Auch intern erweisen sich im Vatikan die Machtstrukturen als bemerkenswert langlebig. Sie funktionieren immer noch nach monarchisch-absolutistischem Verständnis. Das kuriale – das kollegiale – das synodale Prinzip? Was wird sich in Zukunft durchsetzen? Der Papst als absoluter Herrscher oder als gut beratener Repräsentant? Eine Autorität ohne Krone, aber mit einem Wort, das Gewicht hat, ein *Pontifex maximus*, der Brücken baut, der Entscheidungen trifft, die akzeptiert werden, sogar vom eigenen Kirchenvolk. Papst Paul VI. – damals in den Medien zu Unrecht nur auf den unpopulären „Pillen-Paul“ reduziert – hat beim Weltrat der Kirchen in Genf die erstaunliche Feststellung getroffen, dass schließlich er das Problem sei, – freilich, nicht er in seiner Person, sondern das Petrus-Amt – geschaffen für die Einheit, das zu deren größtem Hindernis geworden war – und immer noch ist. Auf weitere, trennende Aspekte, was die interne Schichtung des Gottesvolks betrifft, wird man in einem weiteren Fall gestoßen: Die ehelose Lebensweise. Sollte sie besonders gottgefällig sein? Der Zölibat des Klerus, also gottgewollt? Mit Sicherheit war er seinerzeit politisch gewollt. Ein „schon immer so“, wie die Traditionalisten argumentieren, ist keinesfalls zutreffend. In der Urkirche, wie uns die Apostelgeschichte lehrt, hätte man ohne den Nachweis, als Familienvater einem Hausstand vorstehen zu können, kein e zugetraut, gleich einer ganzen Gemeinde vorzustehen. Nein, Hagestolze hatten in der jüdischen Tradition keinen hohen Stellenwert. Ehelosigkeit war – weiß Gott! – nicht gottgefällig, so wie man Kinderlosigkeit als Makel, geradezu als Strafe Gottes empfand. Die Bibel ist voll von unfruchtbaren Frauen und ebenso verzweifelten Männern. Abraham und Sarah machen den Anfang. Doch wir wissen, dass Sarah schließlich lachte, und kennen das *happy end*, nämlich von den Kindeskindern, die sich wie Sand am Meer vermehrt haben. Der Zölibat hatte in der Askese der Säulenheiligen und Einsiedler, in der Mönchstradition, zweifelsohne einen hohen Stellenwert. Alternativlos für ein spannungsarmes Zusammenleben. Aller-

dings in der Amtskirche – innerhalb des ottonischen Systems herausgebildet – ist der Zölibat nicht mal Tausend Jahre alt. Das heißt: Auch hier ist das vermeintlich konstitutive Kennzeichen des Klerus mit dem Faktor menschlicher Praktikabilität behaftet. Die Ottonen ersetzten nämlich damals die Stammesfürsten durch geistliche Fürsten. Das hatte einen ganz praktischen Grund. Deren weltliche Besitzausstattung gaben diese nämlich mit ihrem Tod an den Kaiser zurück, und ihre Nachfolger erhielten wiederum aufs Neue von ihm ihre weltliche Macht. – Warum nur? Die Weihe ist ein Individualakt. Sie kann kein Erbamt sein, das sich in Generationen fortpflanzt. Also nicht Biologie, sondern Profess, d. h. immer wieder und für einen jeden ein für sich selbst erklärtes Bekenntnis. Somit konnte die zum Amt gehörende Pfründe auch nicht erblich sein. Verständlich. Damit erst gar keine Begehrlichkeiten aufkommen konnten, sollten die Priester nicht heiraten. Übrigens von Enthaltung war zunächst überhaupt keine Rede. Ehelosigkeit, *per juris*, allein das galt.

Natürlich sucht man nach einer christologischen Begründung für den Zölibat. Jesus war unverheiratet. – War er das? Wir hören darüber so wenig, wie über die Existenz von Hosenträgern in der Bibel. War in der jüdischen Gesellschaft Verheiratetsein nicht eine Selbstverständlichkeit, also einer besonderen Erwähnung daher nicht wert? Nur per Zufall – über die Heilung seiner Schwiegermutter – erfahren wir, dass Petrus verheiratet war. Wir müssen uns demnach vorstellen, dass er Frau und Kinder über Jahre zurückließ, – wie er auch sonst alles stehen und liegen ließ, um Jesus nachzufolgen. Dass damals Männer für längere Zeit fort waren, während ihre Frauen am Ort blieben, war in der ursprünglichen Nomaden- und Beduinenkultur nichts Ungewöhnliches. Jesus als Wanderprediger, – wen hat er zurückgelassen? Seine Frau, seine Kinder? Jedenfalls, das wissen wir, seine eigene Mutter ließ er zurück. – Sie hat ihn am Ende überlebt. Neben einigen anderen Frauen finden wir sie später in Jerusalem unterm Kreuz mit ihm vereint und auch noch 50 Tage später, Pentecosté, in der Pfingstversammlung, sitzt sie im Kreis der vom Heiligen Geist begleiteten Apostel. Seinen jüngsten Jünger, den Lieblingsjünger Johannes, empfiehlt Jesus seiner Mutter an Sohnesstatt. Das spricht ja nun nicht für eine hinterlassene Ehefrau und eigene Kinder. Auch dass Jakob, der Herrenbruder, nach seinem Tod eine hervorgehobene Position einnimmt, spricht eher für den fortdauernden Bezug zu seiner Herkunftsfamilie als zu einer eigenen Familie, gar eigenen Söhnen. Wir wissen nicht nur nichts genaues nicht, sondern erkennen, dass den Biographen eine ausdrückliche Erwähnung seines Standes, womöglich des ledigen Standes, keine Silbe wert war. Zweifellos spricht einiges für die familiäre Ungebundenheit Jesu, wenn er zum Beispiel die Jünger mahnt: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig.“ Die Frage nach dem sittlichen Verpflichtungscharakter der sog. Evangelischen Räte, nämlich familiäre Ungebundenheit, zusammen in der Trias von Armut und Gehorsam, erlangte seit dem 11. Jahrhundert Verbindlichkeit für die klösterlichen Gelübde. Diese Frage beschäftigte aber auch schon die Frühe Kirche, nach dem Grundsatz: „Wenn du das ganze Joch des Herrn tragen kannst, wirst du vollkommen sein. Kannst du es aber nicht, dann halte, was du kannst.“ Freilich, später führte es zur Aufspaltung in zwei Wege: Den Weg der Gebote für alle Getauften oder den Weg der Evangelischen Räte für diejenigen, die *in meritis superrogationis*, also in einer gewissen Überpflichtigkeit nach Vollkommenheit streben. Also doch ein Zweiklassensystem der Christenheit? – Will ich das katholisch nennen?

Zweifeln ja, aber nur nicht verzweifeln

Wo Glaube ist, da ist auch immer sein Bruder, nämlich der Zweifel. Wohl dem der im Sinne des hl. Augustinus seine Ruhe im Glauben an Gott finden kann. Die einfachste Lösung, sie zu finden, ist es, Gott zu vertrauen, dass er über allem sei. Die schwierigste Lösung, bis hin zur Unmöglichkeit, erweist sich, wenn wir glauben, bei unserem Glauben alles verstehen zu müssen. Spätestens dann ist die Ruhe dahin. Zweifellos ist es einfacher, aus einem gläubigen Herzen heraus mit Gott zu reden, als mit einem zweifelnden Verstand über ihn zu reden. Nun wollen wir nicht vermessen von Gott und der Welt im Allge-

meinen reden und lassen die philosophischen Verrenkungen von Gottesbeweisen von vorneherein weg. Spötter fragen, ob es überhaupt eine Wissenschaft von Gott geben könne? Wäre also Theologie nicht schon im Ansatz Blasphemie? Wie auch immer, sie gibt es nun mal. *Cogito ergo sum! Ich denke, also bin ich* oder: *So ich bin, kann ich nicht anders als darüber nachdenken*. Lassen sie uns vielmehr die schlichte Frage nach dem Grund unseres Christseins stellen. Ganz einfach: **W a r u m b i n i c h C h r i s t ?** Nun kommen Sie nicht mit dem Glaubensbekenntnis. Die Frage heißt nicht **w o r a n** wir glauben, sondern **w a r u m** wir als Christen glauben, was wir glauben, und überzeugt sind, dass es das Richtige ist, woran wir glauben. Hiernach habe ich früher meine Schüler gefragt, wie sie beispielsweise einem Mitschüler aus Hinter-Anatolien erklären würden, warum **s i e** Christen sind. Nicht der Eltern wegen, aus Zwang oder Zufall, sondern warum sie von ihrem Glauben persönlich, also ausgesprochen im Sinne von „*credo = i c h* glaube“ überzeugt sind? Ein Antwort ist gar nicht **s o** einfach gegeben. Auch wir Erwachsenen kämen gewiss ins Stammeln. Doch was wollen wir mehr? Gott ist Mensch geworden. In Jesus Christus, seinem Sohn, hat er zu uns gesprochen – gewiss, orientalisches-gleichnishaft. Diese Art liefert uns freilich keine direkten Antworten. Nachdenken müssen wir am Ende schon selber. Gibt uns die Kirche vielleicht die Antworten? – Wer sonst, als gerade sie? Oh ja! Gleich viele Antworten. Vielleicht zu viele. Die geballte theologische Kompetenz und Erfahrung einer über 2000 Jahre fortentwickelten Kirche macht uns das Verständnis nicht gerade leichter. In dem Bemühen, das Geheimnis der göttlichen Liebe und Menschwerdung zu verstehen, hat sich die Theologie bisweilen bis zur Unverständlichkeit verknotet. Ich frag' mich nur, zu Zeiten Jesu haben ihn die **e i n f a c h e n**, gleichwohl hellauf begeisterten Jünger doch auch irgendwie verstanden. Petrus, ein schlichter Fischer vom See Genesareth, wurde von Jesus hoch gelobt, ob seiner so trefflichen messianischen Erkenntnis. Freilich von der griechischen Philosophie dürfte er ganz unberührt gewesen sein. Auch den Jüngern von Emmaus gingen endlich die Augen auf. Zwar erst, als sie Jesus nicht mehr sahen, aber dann verstanden hatten, was er mit dem Teilen des Brotes meinte. Diese einfachen christologischen Erfahrungen würde man sich zurückwünschen. Aber nein, es ist oder scheint alles viel komplizierter geworden zu sein. Also doch Augurenwissen? Profis gegen Amateure, ein ungleiches Spiel? Zweifel, also **n i c h t** an dem aus Liebe in Christus menschengewordenen Gott, sondern Zweifel, die sich aus dem vermehrten Unverständnis nähren? Als man Latein in der Kirche sprach oder sprechen ließ, verstanden die Leute die Sprache nicht. Jetzt wo sie die Sprache verstehen können, weil es ihre eigene ist, verstehen sie, dass der Inhalt der Botschaft nicht so einfach zu verstehen ist. Die Kirche in vorvatikanischer Zeit war für das Gemeindevolk ohne Verstehenszwang, das Unverständliche daher noch geheimnisvoller, mystischer, für viele irgendwie großartiger und auch heiliger. Auf alle Fälle einfacher. Doch wollten wir wieder den Gottesdienst an den Klerus delegieren, statt Teilhabe, uns mit dem bloßen Zugucken bescheiden. Also „*Ora pro nobis*“, bitte für uns, so wie man einst zu Gott nur über Fürsprecher approbierter Heiligkeit zu sprechen wagte? Nun hat uns Jesus allerdings gelehrt, mit Gott **d i r e k t** zu sprechen und ihn als **u n s e r e n V a t e r** anzusprechen. Wie wohlthuend familiär und auch katholisch, in jenem Sinne, dass er ausnahmslos unser **a l l e r** Vater ist, und übrigens ganz ohne Mittelsmann und Vitamin B wie die besagten **B**-beziehungen. Und dann, die Christliche Botschaft, die zu unserem Verständnis verlesen und ausgelegt wird, sie soll eine **f r o h e** B o t s c h a f t sein. Was ist eigentlich so **f r o h** an der Botschaft, das wir sie Evangelium nennen? fragen zum Beispiel Jugendliche – wie ich finde, zurecht. „*Agnus Dei*“, ist uns – Jesaja und Johannes sei Dank – eine vertraute Metapher. Aber sie hat es **i n s i c h** und vor allem **a n s i c h**, dass sich aus ihr die alles überwuchernde Opfertheologie entwickelt hat. Um es in Reimen zu sagen: „Jesus das Opferlamm, für uns geschlachtet am Kreuzestamm.“ Oder im Gottesloblied: „Du heiliges Blut, als Lösegeld geopfert für die sünd'ge Welt, dich bet' ich an und wasch mich rein, lass mich ein Kind der Gnade sein.“ Erklären Sie das mal einem Kind der Gnade oder einem Unwissenden, vielleicht dem Nichtchristen aus Anatolien. Schauen sie sich nur in unseren Kirchen um, wie dort die bildende Kunst nach abendländischer Manier – anders als in den Ostkirchen – Tod und Qual nach allen Regeln der Kunst zele-

briert. Vor allem die heiligmäßigen Epigonen der Martyriologie zieh'n eine Blutspur durch unsere Gotteshäuser, der gehäutete Bartholomäus, der – wie im Petersdom mit Schaudern zu betrachten – seine abgezogene Haut in Händen hält, allerorten der hl. Sebastian, von Pfeilen gespickt, St. Vitus im siedenden Öl, St. Agatha mit den abgehackten Brüstchen und St. Dionysius mit dem Kopf unterm Arm, – um nur einige Beispiele zu nennen. Ich stelle mir vor, Menschen aus fremden Kulturen müssen unsere Kirchen wie ein Gruselkabinett empfinden. Sollte das nun für sie das alles beherrschende Kennzeichen des Christentums sein? Erweist sich die Liebe Gottes nur erst im Tod bzw. in der Tötung seines Menschensohnes, zu dem er wie ein Opferlamm bestimmt zu sein scheint? Freilich, im Tod erweist sich seine Liebe in besonderer Weise und zeigt die aufrichtige Menschennähe. Ein ganz wichtiges Kapitel seiner gelebten Empathie, bis in den Tod, der aber nicht das Ende ist – im Hinblick auf die Auferstehung keinesfalls. Jesus wusste: Wenn ich sterben muss, dann erwartet der VATER meine Bereitschaft, weil nur durch mein blutiges Scheitern die Menschen – oder wenigstens einige Menschen – zur Einsicht kommen, dass eben nicht jene mörderische Macht Recht hat, der ich erliege, vielmehr der Gott, den ich verkünde. Denn nichts ist auf die Dauer so überzeugend wie eine Botschaft, für die ein offensichtlich guter Mensch alles hingibt, sogar sein Leben. So wurde Jesus – der jesaische Gottesknecht – „das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinwegnimmt“. Im Mysterium der Eucharistie kommen sein Leib und Blut essentiell wie Brot und Wein zu uns und somit werden auch wir seiner teilhaft. Die Feier von Pesach, ursprünglich bei den Nomaden der Frühlingsaufbruch nach dem Winterlager, beim Aufbruch aus Ägypten das „Vorbeigehen des Herrn“, bekommt einen ganz neuen Sinn. Die Befreiung von der Versklavung, auch von unserer eigenen Sündhaftigkeit, das will ich Erlösung nennen. Aber ist nicht schon das gelebte Leben Jesu selbst von eminenter Bedeutung, dessen natürliche Konsequenz dann freilich auch der Tod ist? Sagen wir's so: die Tötung Jesu ist eine Konsequenz aus seinem konsequenten Leben. Wir sehen seinen vehementen Widerstand gegen das Falsche und Verlogene, das Pharisäertum, die Lieblosigkeit, den Hochmut der sog. Gerechten gegenüber den Ausgestoßenen und letztlich die Verunehrung des Hauses seines Vaters. Übrigens würde sich dieser Jesus nicht auch heute immer wieder Feinde machen, vielleicht sogar in seiner eigenen Kirche? Ob er das alles nur getan hat, um geschlachtet zu werden? Wie wir wissen, hat der Mensch Jesus vor Angst Blut geschwitzt und um die Entscheidung ringen müssen, sich der absehbaren Gefangennahm nicht zu entziehen. Das Opfer ist in Jesus ein für allemal vollbracht, wir Menschen könnten unsererseits kein weiteres, das noch notwendig wäre, hinzufügen, aber feiern können und sollen wir sein einzigartiges Liebeswerk, in jeder Heiligen Messe. Das letzte Konzil hat sich noch nicht deutlich zwischen Opferfisch, sprich: Altar, und Abendmahlstisch entscheiden können. Immerhin, aus dem sogenannten Messopfer, wie man's früher nannte, ist sprachlich die gemeindliche Feier der Eucharistie geworden. Das heißt Danksagung. Aus gutem Grund! – Ja, was wollten wir noch? Eine Kirche, vielleicht mit einer deutlicheren Akzentuierung ihrer Frohen Botschaft, sie würde auch den Kameraden aus Hinter-Anatolien überzeugen. Die Botschaft Christi ist so einzigartig und aufregend, dass mit ihr die Kirche auch in Zukunft eine gute Chance hat, den Eckstein für das Weltgewissen zu setzen. Die Liebe als Ethik für ein Gesellschaftssystem, in dem wir die von Gott selbst erfahrene Liebe und Barmherzigkeit an unsere Nächsten weitergeben, ist – mit menschlicher Vernunft bedacht – alternativlos. Alles andere wird zur Hölle auf Erden. Und so was kennen wir bereits. Freilich, Ecksteine haben Kanten. Schon der greise Simeon, sah in Jesus ein Zeichen, dem widersprochen werde. Auf den Weg gelegt, zumal auf Abwegen, können sie auch Stolpersteine sein. Auch die Kirche muss Kante zeigen. Liebe ist nicht Weichspülung, sondern geht mit Ehrlichkeit einher, die auch benennt, was unheilvoll ist. Ecksteine, die – wie beim Gewölbe – ein größeres Ganzes stützen, sind bekanntlich unverzichtbar, ich denke, nicht nur in unseren Kirchen sondern in unserer Kirche als Ganzes. Was wünschen wir uns von ihr? Sie sollte nah am Menschen sein, wie es Gott in Christus sein wollte. Sie muss verständlich bleiben, das Wesentliche muss wieder erkennbar werden, so dass auch Ungeweihte zu Eingeweihten werden. Das heißt, sie sollte die Laien ermutigen und begaben. Denn sie

werden zunehmend gebraucht, um die hirtelosen Ortskirchen in der Fläche zu stärken. In diesem Sinne muss Kirche wieder von unten gedacht sein, also subsidiar, d. h. auf die Füße gestellt werden. Hierarchien hingegen sind naturgemäß kopfig angelegt. Somit sind wir gewohnt, dass alles von oben gelenkt wird. Doch die Basis ist im westlichen Abendland der Aufklärung unterdessen mündig geworden. Warum sollten Entscheidungsfindungen, ein demokratisches Verfahren auf breiter Basis, weniger vom Heiligen Geist getragen sein, als ein dekretierendes von oben herab? Die Kirchenleitung muss in ihren Dienern, halt *servus servorum*, schlichter werden – weniger Selbstherrlichkeit und weniger Eitelkeit in Bezug auf rote Knöpfe, weniger Hofschranzen und Konzelebranten in den Domkirchen. Der sog. einfache Pfarrer vor Ort – nicht der Pastoral-Manager, sondern der erreichbare Seelsorger oder besser gesagt Seelenbegleiter – ist es schließlich, der exemplarisch als Kirche wahrgenommen wird, der das Vorbild für jene Berufungen sein kann, an denen es heute so sehr mangelt. Wir wünschen uns die Instanzen der kirchlichen Jurisdiktion in ihren Urteilen u. Verurteilungen demütiger. Kirche muss authentisch sein, in dem was sie lehrt und fordert. Erleben wir zu dieser Zeit etwa eine späte franziskanische Wende? Franziskus – ich meine, Papst Franziskus, dessen Mut und Demut wir nur bewundern können. Diesmal scheint es besonders segensreich zu sein, wenn das Vorbild für die Verschlichtung der Kirche ganz oben steht. Auch Heilige Väter sind nur Gast auf Erden: Gästehaus Martha statt Palais. Da mag heuer manchem fürstlichen Bischof seine Luxuslousine genießen. Vielleicht könnte sich ja was ändern. Sich zu wandeln, ist der Kirche nicht fremd denn bekanntlich ist die Wandlung bei jeder Hl. Messe das Wesentliche. Weihrauch in Ehren – im wahrsten Sinne des Wortes. Aber in der Kirche braucht es „frische Luft“, wie einst Papst Johannes XXIII. symbolhaft mit der Öffnung des Fensters bedeutete, als man ihn fragte, was ihr denn fehle. Man sollte es fernerhin offenstehenlassen, um den Heiligen Geist einzulassen, *Aggiornamento*, wie der Papst damals sagte: „Verheutigung“, oder sagen wir: „Im Heute glauben“. Die Kirche sollte weniger moralisieren – das besagte schwere Joch nicht noch mehr beschweren – eher die Kranken und Bedürftigen therapieren, wie weiland unser Herr und Heiland, nämlich heilen, was in dieser unheilen Welt offenbar so sehr verwundet ist. Sie braucht charismatische, exemplarische Menschen, neue Heilige, meinetwegen „*Santo subito!*“ Aber auch Alltagsheilige, ohne Jahrhunderte dauernde Zertifizierung von allerhöchster Stelle, ohne Heiligschein, Blutreliquie und Wunderbeweise. – Nur einfach mehr als Mittelmaß. Die Kirche der Zukunft sollte nicht defensiv nur auf ihren Selbsterhalt und auf die Wahrung des Immer-schon-gewesenen zielen. Sie muss wieder offensiv werden, muss wieder heraustreten, wie Pfingsten. Sich selbst und die Menschen bewegen, nicht nur in die Schmollecke sich treiben lassen. Wir brauchen keine Pius-Brüder, keine unheimlichen Geheimbünde. Eine Kirche, die nicht Angst macht. Keine Angst überdies für den „heiligen Rest“, den die „Zählsorge“ plagt: In mancherlei Hinsicht sind Krisenzeiten besondere Gnadenzeiten. Mit guten Gründen kann sich unsere Kirche – das sind nicht nur die anderen, sondern wir alle, die an die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche glauben – als Anwalt für eine gerechte Welt einsetzen. Sie sollte Souveränität entwickeln, auch Gnade vor Recht – wie Gottes Barmherzigkeit – zulassen. Übrigens, „Barmherzigkeit“ ist das von Papst Franziskus angekündigte Thema des außerordentlichen Heiligen Jahr der Kirche noch in diesem Jahr.

Dr. Erwin Isenberg